

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 51.

Mittwoch, 1. März.

1916.

(16. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Erbprinz Karl-Friedrich hatte, als er Anne-Maries dringende Depesche erhielt, aus der er nicht ersehen konnte, wie lange Zeit er in Berlin bleiben müsse, vier Tage Urlaub genommen. Zwei freie Tage lagen noch vor ihm, als er sich von Anne-Marie trennte, und er war froh darüber. Sonst ohne jede Spur von „Nerven“, hatte ihn doch die große gewaltige Überwachung, nach so langer Ungewissheit direkt von der Schwester zu hören, das Wiedersehen und das Hineinsehen in ihr verändertes Leben so erregt, daß er vom Dienst und namentlich von dem Umgang mit den Kameraden im Augenblick noch nichts wissen mochte. Er mußte erst ganz damit fertig sein — mit dem Gedanken, daß Anne-Marie trotz alledem den selbstgewählten Weg des eigenen Könnens und der Kraft ging. Und dann noch eins: er hatte damals in tiefstem Schmerz über Anne-Maries geheimnisvolles und spurloses Verschwinden mit ihrer einzigen Freundin ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, ihr beizustehen — nun wohl, diese treue Verbündete hatte doch die erste Anwartschaft darauf, daß er ihr mitteilte, daß er Anne-Marie gefunden und wie er sie gefunden und das Schlimmste von ihr abgewendet habe.

So bestellte er telefonisch sein Automobil an die Hauptach zunächst belegene Station und fuhr, unbekümmert darum, daß er Zivil-Reiseanzug trug, nach Schloß Hauptach. Der Haushofmeister zog die Augenbrauen fast bis zur Stirn vor Erstaunen, als er den Erbprinzen in Zivil vor sich sah, und Fürstin Christine, als sie in den kleinen Salon trat, wo er auf sie wartete, wußte mit einem Male, daß ihn etwas ganz Besonderes zu ihr führte.

„Verzeihen Durchlaucht, daß ich im Reiseanzug heut erscheine —“

Sie hatte ihm die Hand gereicht, die er küßte, ihre großen, leicht verschleierten Augen waren mit dem Ausdruck größter Spannung auf ihn gerichtet, und die Worte: „Anne-Marie — Erbprinz Alburg — Sie haben Nachricht von Anne-Marie!“ kamen schnell und fliehend von ihren Lippen.

„Ich habe Anne-Marie gesehen und gesprochen — und ehe ich Ihnen erzähle, Durchlaucht, wie und wo, möchte ich erst meiner Schwester treueste Grüße bringen. Sie denkt Ihrer in aller Hingebung in dem neuen Leben, das sie sich geschaffen hat.“

Christine war in einen Sessel gesunken und schwere, glänzende Tränen standen in ihren Augen. „Und sie kommt nicht wieder, sie will niemals wieder Prinzessin Anne-Marie sein?“

Der Erbprinz setzte sich der Fürstin gegenüber — dann begann er zu erzählen — von dem Augenblick an, da man ihm Anne-Maries Depesche gebracht hatte — ihren Ruf nach Hilfe aus der Gefahr, die ihr drohte, von dem Glück des Wiedersehens, von Dr. Schwarz und seinem Sieg über ihn und über seinen Vater. Zimmer Harer, immer lichtvoller, immer verständlicher erstand das Bild der Freundin vor Christines Seele, und sie

fand wieder die Worte, die sie damals gesagt, als Karl-Friedrich und sie ratlos sich gegenüberstanden: „Ich könnte sie beneiden —“

„Nicht doch, Durchlaucht — ein Leben außerhalb der Tradition in Selbständigkeit und Arbeit, wie meine Schwester es sich jetzt aufgebaut hat, würde Ihnen nicht zuzugunsten — um das alles zu überwinden, dazu gehört eine Natur, wie Anne-Marie sie hat. Diese herbe Art, die ihr wohl angeboren, aber durch die freundlose Jugend erstarkt und gewachsen ist — dieses, nun sie es einmal, durch die Verhältnisse gezwungen, damit gewagt hat, dieses unbekümmerte Durüberstehen, ohne nach der Meinung der Welt zu fragen — die ist nicht die Ihrige, soll es auch nicht sein.“

Sie haben recht, Erbprinz Alburg — es ist ja doch müßig über dem Einst zu grübeln, das uns in das Leben so stellte, wie wir nun darin stehen — aber, wenn man daran denkt, daß man doch noch wahrscheinlich ein langes Leben vor sich hat und — trotzdem man gelernt hat, mehr man selbst zu sein — nie so wird tun dürfen, wie man gern will — selbst in Kleinigkeiten und — im Großen auch, z. B. in Vorens' Erziehung, die schon jetzt schwierig ist, so steht dieses Leben doch wie ein unersteigbarer Berg, und dunkel, ohne Licht vor uns.“

Karl-Friedrich erschrak, sein treues, tapferes Herz, das die einsame, fürstliche Frau mit so inniger Zuneigung liebte, begehrte auf gegen diese fast tragische Resignation der jungen Frau, die doch noch nicht einmal die Höhe des Lebens erreicht hatte. — Was er ihr hatte schreiben wollen — morgen — übermorgen oder wenn er noch mehr Anne-Maries Schicksal überwunden hatte, das kam jetzt über ihn.

Er sprang auf und trat dicht vor sie hin: „Fürstin Christine, — ich kann das nicht hören, daß Ihr Leben dunkel und lichtlos sein wird — ich — ich flehe Sie an, lassen Sie mich versuchen, ob ich es Ihnen lichtvoll und freundlich gestalten kann.“

Sie sah ihn befremdet an — und dann kam ihr jäh und überraschend die Gewissheit, was Karl-Friedrich meinte. Und das — das war ja unmöglich. Erbprinz Karl-Friedrich von Alburg-Wiesenheim wollte ihr Leben licht machen, der doch jedes junge fürstliche Mädchen zur Braut begehren konnte — der stand hier wachend vor ihr, der Witwe mit den traurigen Erfahrungen einer jammervollen Ehe, vor der Mutter eines ungebildigen Fürstensohnes, vor der unselbständigen, erst von dem Vormund, dann von der Schwiegermutter geleiteten Frau?

Sie wollte etwas sagen oder fragen, sie konnte es nicht — sie sah wie versteinert in dem Sessel und wie ein Menschen gingen seine Liebesworte über sie hin: „Christine, ich habe Sie lieben gelernt in dieser ernstesten Zeit unseres Bündnisses für Anne-Marie — nicht im Strudel oberflächlichen Kennens und heiteren Lebensgenusses — — glauben Sie denn nicht, daß Sie an meiner Seite noch eine glückliche Frau werden können — glauben Sie mir nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich

Sie auf Händen tragen werde und alles tun will, um Sie die schweren Jahre Ihrer Jugend vergessen zu machen? Daß ich Lorenz ein treuer und liebevoller Vater sein werde, um ihn zu einem ritterlichen Mann zu erziehen, trotz seiner etwas rebellischen Anlagen — Christine — so sagen Sie doch ein Wort nur — Sie sehen, ich warte auf dieses Wort. Vielleicht können Sie mir sagen, daß Sie keinem Mann mehr glauben, vielleicht ist Ihr Bandern berechtigt, vielleicht — was weiß ich, Christine — ich weiß doch nur, daß ich Sie liebe — — schieden Sie mich nicht so fort — ich bin schon zufrieden mit Ihrem Versprechen, daß Sie — — versuchen wollen, mich lieb zu haben — —

Versuchen, ihn lieb zu haben! Das sagte der treue, gütige Mann, der ihr armes, schwaches Herz kannte — und Maupach hatte, ohne nach ihrer Liebe zu fragen, sie genommen, wie man eine erlesene Beute nimmt, weil sie schön war und jung — ach so jung noch zu seinen vergendeten Jahren.

Karl-Friedrich hatte ihre schmalen, weißen, kalten Hände ergriffen und hielt sie fest — wie kraftvoll und warm die seinen sie umschlossen, es kam wie ein Gefühl des Geborgenseins über die einsame Frau.

„Ich brauche es nicht erst zu versuchen, Karl-Friedrich — ich habe Sie lieb“, sagte sie und legte ihren Kopf auf seine Hände und er bog ihn zurück und küßte die reine Stirn mit scheuem Kuß — —

Auf der Rampe drünten fuhr mit schmetterndem Gupensignal ein Automobil vor — Christine wand sich aus des Erbprinzen Armen und trat an ihren Schreibtisch. „Meine Schwiegermutter kommt mit Lorenz aus der Residenz zurück — er war dort zu einem Kinderfest im Schloß geladen — sie wird gleich hier sein — ich —“ sie war bis in die Lippen erblaßt und ihre Stimme zitterte — „wir müssen ihr erklären, was Sie herführt — und — —“

„Daß wir uns verlobt haben! Sind wir Kinder, Christine? Die sich vor einem Schatten fürchten, vor einer herrschsüchtigen Frau, die ja, sind wir erst verheiratet, ihren Herrschergehlüsten allein nachgehen kann — ohne Sie zu quälen — Christine —“ er sah sie vor sich stehen, die sanfte Frau, ganz Hingebung — das Gegenteil seiner stolzen, selbstbewußten Schwester, und er fühlte eine große Befriedigung, daß er nun ein Recht haben würde, der Beschützer dieser zarten Frau zu sein — er bewunderte und schätzte seine Anne-Marie — Christine liebte er in wahrhafter ritterlicher Ergabenheit.

„Mama — Mama!“ Lorenz stieß ungestüm die Tür zum kleinen Salon auf, nachdem er Christine nicht in ihrem Wohnzimmer gefunden hatte — — „Mama — es war wunderschön — und ich habe so viel gewonnen, Schokolade und Bilder und — —“

Er blieb stehen und starrte Karl-Friedrich an, der seiner Mutter gegenüber stand. „Wer ist der Mann?“ fragte er ungeniert.

„Sage dem Erbprinzen von Alburg artig guten Tag, Lorenz“, gebot Christine, und es war wieder das leise Bittern in ihrer Stimme.

Lorenz, hoch befriedigt durch seine reichlichen Gewinne, die ihm die Geburtstagsfeier des einen kleinen Prinzen eingebracht hatte, hätte heute keinerlei Anwandlungen, den Befehl seiner Mutter unbeachtet zu lassen oder zu kritisieren. Seine Kritik galt aber dem Reiseanzug des Erbprinzen. Er gab Karl-Friedrich die Hand und sagte: „Guten Tag — Durchlaucht“, dann aber mit erhobener Stimme: „Ich konnte doch nicht wissen, daß das der Erbprinz ist, warum hat er nicht den Husarentock an?“

„Lorenz!“ rief Christine, aber Karl-Friedrich sagte: „Ja, siehst du, Christine, ich komme von der Reise, auf der Reise ist die Uniform hinderlich.“

Lorenz hielt den hübschen Kopf schief und nickte ernsthaft — es schmeichelte ihm, daß ein Erwachsener ihm etwas erklärt hatte, und als Karl-Friedrichs Hand über das dicke blonde Haar des Knaben strich, dachte er das selbe, das jetzt durch Christines lächelndes Herz zog, es war wie ein stiller Schwur, den Knaben zu erziehen zu

einem Mann rechter Art — nicht zu einem leichtfertigen Worthalten, wie der Vater gewesen.

In diesem Augenblick rauschte auch die Fürstin Maupach herein, lebhaft angeregt durch die offensichtliche Bevorzugung, die ihr anlässlich der herzoglichen Kindergesellschaft seitens der regierenden Herzogin geworden. Aber fast erstarrt blieb sie mitten im kleinen Salon stehen — die Gruppe, die sie da vor sich sah — den Erbprinzen Karl-Friedrich, der seine Hand auf dem blonden Kopf des Enkels hatte liegen lassen, das bleiche, erregte Gesicht ihrer Schwiegertochter, deren warmer Blick auf dem Erbprinzen und ihrem Knaben ruhte, ließen sie den Zusammenhang ahnen, eine Ahnung, die ihr schon leise öfter gefommen, die sie aber, weil die Sache eben nicht ihrem Willen entsprach, mit aller Energie zurückgewiesen hatte.

Das konnte nicht sein, das sollte nicht sein — und nun — nun war es vielleicht doch so. Und doch, immer sich ihrer fürstlichen Stellung bewußt, verlor sie ihre Haltung nicht einen Augenblick. Kalt ging ihr Blick über das Paar hin.

Karl-Friedrich grüßte tief und küßte die ihm lässig gereichte Hand.

„Durchlaucht, ich bin beglückt, daß ich, ehe ich fort muß, noch einen Augenblick Ruhe finde, Durchlaucht zu begrüßen in dem Augenblicke, da mir — da uns — der Fürstin Maupach und mir, das große Glück geworden ist, daß wir uns gefunden und verlobt haben — —“

„Christine —“ es klang wie ein Ausschrei — „Christine, du hast meinen Sohn, du hast Leo ge-
gessen?“

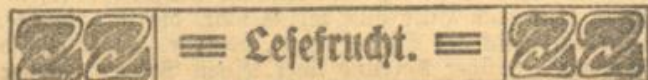
Fast war es wie echter Schmerz, der aus den Worten der Fürstin-Witwe klang — aber — Christine kannte ihre Schwiegermutter gut — es war zunächst der Schmerz, die tiefe Verstimmung, daß etwas gegen ihren Wunsch und gegen ihre Pläne geschah, daß das liebevolle Herz der Schwiegertochter, die den Sohn niemals geliebt hatte, sich einem anderen erdößte. Und zugleich war es das Gefühl der Ohnmacht, die hier gegen diese beiden Menschen, die beide einig waren in Liebe zueinander, nichts ausrichten konnte — auch nicht mit Intrige.

Dennoch — hier galt es Muth zu zeigen und daß sie ihrer fürstlichen Würde eingedenk sei. Nur nichts gegen die Würde eines Fürstenhauses, selbst dann nicht, wenn des eigenen Sohnes wüßtes Leben oft genug gegen solche Würde verstoßen hatte, nur nicht einen Eklat, wie ihn Anne-Marie Alburgs Flucht über das befreundete Haus Alburg-Wiesenheim gebracht.

„Und Ihre Eltern, Erbprinz Alburg, was sagen die dazu? Sie werden nicht, wie Ihre uneliche Schwester, etwas gegen ihren Willen tun.“

„Mein Vater“, er betonte das Wort Vater, „wird ganz mit meiner Wahl einverstanden sein, und an der Meinung der Fürstin Annes Alburg ist mir nichts gelegen“, sagte er scharf, dann, auf das ungeduldige Gupensignal eines Chauffeurs, das zu den Fenstern hinaufdrang: „Ich muß fort“ — und sich mit einem tiefen Blick und Handkuß von Christine verabschiedend: „Lieben Sie wohl, Christine, haben Sie Dank — Sie hören bald von mir — leb wohl, Lorenz — Durchlaucht — ich habe die Ehre —“

Er verneigte sich tief und schritt aufrecht zur Tür hinaus, während die alte Fürstin ihrer Schwiegertochter einen mißbilligenden Blick zuwarf — aber sie wagte nichts zu sagen — in Karl-Friedrich war dem schwachen Charakter Christinens ein aufrechter Säuler entstanden — sie ahnte es mehr, als sie es wußte — „guten Abend, Christine — ich muß mit dieser Überraschung erst fertig werden — —“ und das Taschentuch vor das Antlitz pressend, rauschte die Fürstin über den Korridor in ihre Gemächer.
(Fortsetzung folgt.)



Die „Gesellschaft“ ist allezeit geneigt, die Kühnheit des Posters, nie aber die Kühnheit des Lesers zu verzeihen. Joh. Scherr.

C'est un malheur!

Bilder aus Nordfrankreich. Von Fritz Arens,
Der Papierschein von Calais.

In einem Geschäftsladen einer kleinen Stadt gebe ich dem Verkäufer einen Zwanzigfrankenschein zur Bezahlung der Ware. Verbindlich lächelnd nimmt der Mann den Papierschein entgegen, aber sein Lächeln erlischt, als er liest, daß der Schein von der Stadt Calais ausgegeben ist.

Ich bemerke: „Der Schein ist doch gut!“

„Gewiß, mein Herr, der Schein hat seine Ordnung. Aber — aber — er ist von Calais ausgegeben!“ — „Nun, vielleicht jagen wir Deutschen die Engländer noch einmal wieder aus Calais hinaus.“

Der Verkäufer nickt vieldeutig, als wolle er erwidern: Hoffentlich!

Papier und Metall.

Geflegentlich gerät mir — eine Sektenscheit — ein Silberfranken in die Hand. Ich gebe ihn in einem Restaurant der Wirkin zur Bezahlung. Sie betrachtet das Geldstück und fragt eifrig: „Haben Sie noch mehr davon?“

„Wieso? Ich habe doch nicht mehr zu bezahlen!“ — „Das nicht, aber ich nehme diese Stücke lieber als Papiergeld.“ — „Aber ein Papierschein ist doch ebenso viel wert wie ein Metallstück.“ — „So lange die Deutschen hier sind, ja. Aber später...“

Die deutsch-französische Grammatik.

In der Vorgartenlaube eines größeren Dorfhauses sitzt ein Junge, anscheinend mit ernstlichen Studien beschäftigt, denn er liest eifrig in einem Buche. Ab und zu wendet er sich an seine Mutter mit einer Frage, aber die Mutter zuckt die Achseln. Neugierig trete ich näher. „Verzeihung, Madame, was lernt Ihr Sohn denn da so eifrig?“ — „Die deutsche Sprache. Aber sie ist sehr schwierig.“ — „Verstehe ich recht? Ihr Sohn lernt die Sprache des Gegners, den die Franzosen doch so hassen?“ — „Wir hier hassen die Deutschen nicht mehr; das haben wir verlernt. Und Gegner? Wer weiß, ob wir sie nicht bald als Freunde brauchen!“

„Wir ist's egal!“

In der Gegend von Lille treffe ich eine Französin, die gut flämisch spricht, so daß ich, des Blaudenischen kundig, mich gut mit ihr unterhalten kann. Ich mache sie darauf aufmerksam, daß ihre Bekanntschaft mit der flämischen Sprache doch ein Zeichen ihrer deutschen Abstammung sei und frage sie, ob sie nicht lieber wieder gut deutsch werden möchte.

„Ach, mein Herr“, erwiderte sie, „das ist mir ganz egal!“ — „Wie kann Ihnen das egal sein! Man wird doch irgend-einer Nation angehören wollen!“ — „Wirklich, wir ist's egal! Der Reiche mag ein Interesse daran haben, Franzose zu sein, wir kleinen Leute nicht. Ob wir deutsch oder französisch sind, für uns heißt's immer: arbeiten! Das hat der Krieg uns gelehrt. C'est un malheur!“

Die beiden Jungfrauen von Orleans.

Dieser Tage habe ich ein drolliges Erlebnis gehabt: Ich war in Lille gewesen und hatte dort u. a. auch das Denkmal der Jeanne d'Arc betrachtet, als ich in einem Vorort über einem kleinen Laden denselben Namen sah. Zwar war die Schrift etwas verblasst, aber es war doch deutlich zu lesen: Jeanne d'Arc. Diese Dame mußte ich kennen lernen. Ein altes, verholztes Mütterchen stand hinter dem Ladentisch, der mit Porree, Wirsingköpfchen, Knoblauchzehen, Wurst, geräucherter Herings usw. bedeckt war.

„Sind Sie Jeanne d'Arc, Madame?“ — „Ja wohl, mein Herr.“ — „Schlechte Zeiten“ — ich lenkte absichtlich das Gespräch auf den Krieg — „nicht wahr, Madame?“ — „Ja, es ist ein Unglück, mein Herr. Dieser schreckliche Krieg. Wann wird er zu Ende sein?“ — „Wenn Deutschland gestezt hat, Madame. Wenn wir England für den von ihm begangenen Frevel bestrafen haben!“ — Da wurde die Alte ganz giftig: „Diese schuftigen Engländer“ — so sagte Jeanne d'Arc — „sind an allem schuld. Und unser schönes Frankreich ruinieren sie auch! Wo sind die, die uns von diesen Frevlern befreien!“ — „Wir sind es“, sagte ich, „wir sind es, Madame Jeanne d'Arc!“

Ländlich, sittlich!

Aus einem Restaurant bringt großer Karm herauf. Drinnen sind einige junge Französinen äußerst lustig. Ab

und zu kommen Soldaten herein, die mit den fideles Frauen netzliche Worte wechseln oder nach den Klängen eines Orchesters einen Tanz riskieren.

„Die Männer dieser unwürdigen Frauen sind im Kriege, in Gefangenschaft“, sagt ein alter Franzose kopfschüttelnd zu mir. „C'est un malheur!“ — Lächelnd entgegnet eine der Frauen, die die Worte gehört hat: „C'est la guerre!“ (Zens. Wn.)



Aus der Kriegszeit.

Petersburger Eindrücke eines englischen Unterhausmitgliedes. In Fortsetzung seiner Berichte über Rußland im Kriege entwirft das Mitglied des englischen Unterhauses, Jean Malcolm, in der „Times“ ein Bild des gegenwärtigen Petersburg: „Das Leben in den Straßen von Petersburg ist merkwürdig und außerordentlich interessant. Auf den ersten Blick sieht man nur die Menge der Leute, den Verkehr und die Beleuchtung der Läden am Abend. Doch wenn man näher und genauer hinblickt, nimmt man erst den Unterschied zwischen früher und jetzt wahr. Die Massen in den Straßen der russischen Hauptstadt bestehen nicht aus den Müßiggängern, die man im Frieden sah. Überhaupt gehört nur ein geringer Teil der Leute zur eingesehnen Petersburger Bevölkerung. Der größte Teil der Menge setzt sich aus Flüchtlingen zusammen, die höheren und niederen Kreisen angehören, Vermögenden und Armen. Gegenwärtig halten sich an 400 000 Flüchtlinge in Petersburg auf. Wenn man zu dieser Zahl die Scharen der Reserve-Soldaten und Rekruten zählt, kann man sich nicht darüber wundern, daß seit einem Jahre die Zahl der mit Nahrungsmitteln zu versorgenden um eine Million zugenommen hat. Es ist äußerst schwierig, das Problem der Unterhaltung dieser Leute einigermaßen zu lösen. Auch der Wagenverkehr bietet ein ganz neues Bild. Die Luxusautomobile und kostbaren Gespanne sind nur noch eine schöne Erinnerung. Man sieht nur Militäranfos, Ambulanzwagen und mit Gepäck aller Art beladene Troikas. Das Leben am Abend gleicht ungefähr dem in London und Paris, nur mit dem Unterschied, daß die Verdunkelungsvorschriften lange nicht so streng sind. Die Zölle der gubefuchten Theater hat sich verringert. Um sich an den Ernst der Zeit zu erinnern, braucht man nicht lange zu suchen. In allen Straßen sieht man fortwährend Soldaten vorbeimarschieren. Die Rekruten üben nicht nur auf den Exercierplätzen, sondern auch allenthalben in der Stadt selbst. Die Übungen beginnen bei Sonnenaufgang und dauern oft bis spät in den Abend. Die Zölle der in Petersburg errichteten Lazarette ist auf 600 gestiegen. Auch der historische Palast des Zaren, das Winterpalais, ist in ein Lazarett umgewandelt. Jede Eröffnung eines neuen Lazarettes muß von religiösen Feierlichkeiten begleitet sein. Der russische Soldat würde alle Hoffnung auf Heilung verlieren, wenn das Zimmer und das Bett, in dem er liegt, nicht durch einen Priester gesegnet wären. Hier kann man, wie so oft, die große Verbreitung des Aberglaubens erkennen.“

Amerikanischer Humor. Wenn die optimistischen Erwartungen sämtlicher kriegführender Parteien sich erfüllen sollten, könnte von Europa überhaupt nichts mehr übrig bleiben. („Washington Post“). — In früherer Zeit bestand die Hauptaufgabe des Soldaten darin, zu wissen, was er zur Feuer zu tun hat. Heute muß er wissen, was er in der Luft, im Wasser und unter der Erde zu tun hat. („Bud“). — Der Mann, der das berühmte Buch schrieb: „Die Kunst, hundert Jahre alt zu werden“, ist toben im Alter von 48 Jahren gestorben. („Marmette Casse Star“). — Neuerdings werden die Armeen in New York mit Pferdefleisch genährt. Sie können sich gratulieren, daß ausstanzte Automobile nicht ehbar sind. („Detroit Free Press“). — Wie glücklich müssen Sie gewesen sein, als Sie erfuhren, daß Ihr Schwiegersohn die Kriegsauszeichnung erhalten hat... „Oh, ich war erfreut, aber nicht erstaunt, denn er hat es gewagt, sogar einmal gegen mich aufzutreten!“ („Bud“). — „Welches ist die längste Zeitspanne?“ — „Die Zeit von einem Jubiläum bis zum nächsten.“ („Buffalo Express“). — Behrerin einer Sonntagsschule: „Kinder, wagt Ihr, welches Haus ich meine, das allen offen steht, den Armen und Reichen, den Großen und Luzzigen, den Männern und Frauen, jung und alt?“ „Schüler: „Das Eisenbahnstationsgebäude.“ („Boston Transcript“).



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Novellen usw.

* **"Feldmarschall Hindenburg zur Ehr!"** Ein Flugblatt von Dr. Schaub, Brieg. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin SW. 11.) Der Verfasser, das bekannte Mitglied des Abgeordnetenhauses, hat in dem kleinen Heft 9 Gedichte zu Ehren Hindenburgs vereinigt, die bereits in den Schulen deklamiert werden. Namentlich das überaus gelungene Lied "Die Autofahrt des Gouverneurs", in dem das tragikomische Geschick des Warschauer Gouverneurs, der in seinem Auto von Warschau zur Gefangenschaft, in einem Auto gefahren" geschildert wird, dürfte bald viel gefungen werden.

* **"Aus dem Lande der unbegrenzten Neugier."** Englische Zustände, geschildert von Spiridon Gopcevic. "Den Manen der unsterblichen deutschen Seehelden, die im Kampfe gegen englische Übermacht fielen, als Kranz auf ihr nasses Grab", so schreibt der Verfasser seinem Büchlein die Widmung und unsere blauen Jüngens, die im Schoß des Meeres ruhen, würden sich gefreut haben, wie Gopcevic die Engländer "verjagt". Wer England noch liebt, sollte dies Buch lesen, und wer England nicht liebt, erst recht, denn es ist eine Freude, wie der Verfasser gegen John Bull zu Felde zieht. Mit ehrlicher Entrüstung schildert er die Verheerung der Viktisten und Moralisten, er gibt ein Bild von der Jugenderziehung und dem Eheleben in Old England, und mit gutem Humor bringt er ein paar köstliche Proben, wie der "gebildete" Engländer Deutsch und Lateinisch spricht, allgemeiner bekannt und weniger interessant und neu ist das, was er uns über die Politik, die Kirche und die Regierung des Landes zu sagen weiß. C. S.

* **"Der organische Aufbau Europas."** Von Dr. Albert Ritter, Winterthurn. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin, SW. 11.) Der Verfasser dieser Schrift hat bereits durch seine früheren Veröffentlichungen den Beweis geliefert, daß er politischen Scharfblick besitzt. In der neuen Schrift weist der Verfasser einem in große zusammenwirkende Organisationen gruppierten Europa seine Aufgabe für die Menschheit zu. Mitteleuropa sei das wichtigste Problem unter allen, zu dessen Lösung ein vollständiges Programm vorgelegt wird.

* **"Mit Feld Madensend durch Galizien."** Erzählungen aus den Kriegsjahren 1914/15 von Ernst Georg. (Stuttgart, Vaterländische Verlagsanstalt.) Einen stattlichen Band bietet der Verlag für den billigen Preis als hochwillkommenes Buch, die Erzählung ist spannende und bringt uns ein festes Zeitbild. Unter den Fahnen seines hochverehrten Feldmarschalls zieht der Kriegsfreiwillige Gustav Rudolf Werner hinaus, wird durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit zum Leutnant befördert und erting das Eisene Kreuz 1. Klasse. Die Kulturbilder aus dem Leben der gewaltigen Heere, der eroberten und unterjochten, dann aber wieder befreiten Länder Polen und Galizien werden zu einem inneren Erlebnis. C. S.

Romane, Novellen usw.

* **"Stille Welt"** von Marie von Ebner-Eschenbach. (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.) Die Dichterin, schon über 80jährig, schenkt uns in ihrem neuesten Buch, das eine Sammlung Novellen umfasst, die Früchte ihres Alters. Mit gütigen, klaren Augen erkennt sie die Schwächen ihrer Mitmenschen. Sie geißelt die Schwächen nicht, sie versteht sie, beschönigt sie fast, bringt sie uns jedenfalls sehr nahe und weiß sie psychologisch zu begründen. Es sind beschauliche feine Erzählungen, die Marie von Ebner-Eschenbach uns bringt, sie haben etwas Barock, Lyrisches, geistig ungewöhnliches. Ob sie nun von dem alten, griesgrämigen Hofrat erzählt, der sich und seiner Hausdame das Leben verbittert, oder von der vornehmen Frau — hier könnte man wohl glauben, daß die Dichterin sich selbst meint — die den Freitritt eines jungen Weibes versteht, die ihr trotz aller Strenge gütig gesinnt ist, oder ob sie, wie in der letzten Erzählung, von einem todkranken Kind berichtet, das der Vater zum Singen veranlaßt, damit es nicht weine, die Schmerzen vergesse und singend in den Tod hinübergeliet, immer finden wir lebensvoll gestaltende Dichterbände, wie sie nur einer eigen sind — Marie von Ebner-Eschenbach! B. v. N.

* **"Der lange Walthasar."** Dorfroman von J. C. Geer. 1. bis 20. Auflage. (Verlag der S. C. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.) Es ist etwas ganz besonderes um die moderne schweizerische Dichtkunst: was uns die letzten Jahre von dort besichert haben an schöner Literatur, war durchweg gut, durchsonnt vom Lichte der beiden Großen: C. F. Meyer und Gottfried Keller. Was Geer uns heute zu sagen hat, setzt einen neuen Denkstein für seine Kunst. Im Innersten der Schweiz, der Friedensinsel im tobenden Weltmeer, spielt der Roman; ein freundlicher Dunst durchläßt die Schmerzen und Freuden, die Leidenschaften und die stillen Arbeiten einer Dorfbewohnerschaft, in der sich gelegentlich eines

glänzend geschilderten volkstümlichen Oterweltspiels ein spannender Konflikt entwickelt, der so viel dramatische Momente aufweist, daß der Wunsch nach wird, "der lange Walthasar" möge als Volksstück auf der Bühne seine Freunde werden. M. v. L.

* **"Trimpopp und Manasse"** von René Schiele. Eine Erzählung. (Verlag der Weissen Bücher, Leipzig.) Sie haben alle eigentümliche Namen in dieser neuesten Erzählung des begabten jungen Schriftstellers, Herr Dr. Karl August Trimpopp begehrt die hübsche, elegante und zuversichtlich flavier- und tennisspielende Schönheit, Fräulein Amalie Kleinschuh, zum Weib, und der elegante reiche Jude Artur Manasse verheiratet es, ihn auszudecken. Fräulein "Tipp-Top" und der chemische Hilfsarbeiter im Kaiserlichen Patentamt Dr. Karl August Trimpopp — nein der "entzündende Rader" — sieht ein, daß er einen anderen Schönheitsstyp begehrt, und so verlobt Amalie Kleinschuh sich in leichtsinnig großzügiger Energie mit dem schönen Nichtstuer, dem Poksch in Juda, Herrn Manasse; sehr zum Leidwesen ihres Bruders, des Leutnants Fritz Kleinschuh, der das schöne Mädchen auf alle Fälle aus den Händen des Judentums befreien und in kindisch übertriebener Art der Lenker eines Mädchenschiffes sein will. Er beginnt eine häßliche Valgerei mit diesem Schwager, der ihm offen und vertrauens entgegengesonnen ist; ein Duell mit Manasses Freund Kreuzer und Fritz ist die Folge, der junge Offizier fällt und Manasse flieht mit Braut und Vaterland und geht zur Fremdenlegation. Vorübergehend tritt dann Trimpopp an die Stelle Manasses, wird der Bräutigam der schönen Amalie, doch eine Dummheit im Amt bricht ihm den Hals, auch er landet in der Fremdenlegation und die beiden Nebenbuhler finden draußen in weiter Ferne ein gemeinsames Grab. C. S.

Verschiedenes.

* **"Max Reinhardt"** von Heinz Gerald. (Felix Lehmann, Verlag, Berlin.) Mit diesem Buch hat Gerald ein Werk geschaffen, wie es uns bis jetzt gefehlt. Es ist und soll auch keine Biographie Reinhardts sein. In knappen, klaren Bildern zeigt uns der Verfasser den großen Regisseur mitten in seiner Tätigkeit. Er zeigt, wie Reinhardt als erster den Regisseurberuf vollständig ausgefüllt. Wie er in seinem Theater die bis jetzt nebeneinander wirkenden Dicht-, Schauspiel- und Dekorationskünste zu einem harmonischen Ganzen verband. Wie er sich in seiner Regiekunst entwickelte, und aus jedem Drama, das er anfaßte, ein neues Kunstwerk machte, gleichviel ob es Schafpeare, Goethe, Molière oder andere Dichter waren, denen er sich näherte. Wie er, alle Theatertraditionen brechend, die Bühne vollständig umgestaltete und für jedes Werk eine stilistisch, malerisch und technisch eigenartige einzig dazu passende Atmosphäre schuf. Und schließlich wie er seine so verschiedenartig veranlagten Schauspieler zu diesem wundervoll geschlossenen Ensemble vereinigte. Gerald zeigt uns das alles, und wir lernen Reinhardt kennen, doch wir verstehen ihn noch nicht. Und das ist das Einzige, was ich an dem Buch vermisse: daß der Verfasser es nicht einmal versucht hat, uns Reinhardt zu erklären, sein Schaffen zu analysieren. Doch auch für das Geleistete müssen wir ihm dankbar sein; ist es doch das erste Buch, das der Welt Reinhardts Wirken zeigt. Hoffentlich folgen diesem Versuch bald noch weitere, die uns sein Werk genau erklären. M. Ch.

* **"Deutsche Orientbücherei."** Herausgeber Dr. Ernst Jäckh. Band 1: "Die Welt des Islams im Lichte des Korans" und der Sabith von Mahmud Muhsitar-Bascha, kais. türk. Vorkämpfer in Berlin. Band 5: "Bera und Stambul" von Max Rudolf Kaufmann. (Gustav Kiepenhauer, Weimar.) Goethes Wort aus dem West-östlichen Divan "Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen", das einst schon Fürst Bülow im Reichstage zitierte, um die große Interessengemeinschaft zwischen uns und dem osmanischen Osten zu bezeichnen, ist passendes Motto für die von Dr. Ernst Jäckh herausgegebene Sammlung von Aufklärungsschriften über unseren türkischen Bundesgenossen. In diesem Sinne bemüht sich der frühere Berliner Vorkämpfer durch zahlreiche Beiträge und Erörterungen aus den heiligen Schriften des Islams manche auf christlicher Seite noch bestehende Vorurteile zu beseitigen und den humanen Charakter der Religion des Propheten hervorzuheben. Man wird diesem warmherzigen Apologeten gern zustimmen, zumal gerade die jüngsten Tage gezeigt haben, daß der Mohammedanismus Fähigkeit zur Weiterbildung im modernen Sinne und damit seine Lebensfähigkeit als Kulturreligion bewiesen hat. Aus dem modernen Konstantinopel gibt M. R. Kaufmann in dem neuer erschienenen Bande sehr interessante Stimmungsbilder, der Gegensatz zwischen Bera, der Stadt der Märgler und Unzufriedenen mit dem Mischmasch ihrer vielfach noch von französischen Sympathien erfüllten Großstadtbewohnerung, und dem eigentlichen Stambul, der Stätte einer großen nationalen Wiedergeburt, wird uns hier besonders klar.